



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Busch, M.: Die Kanzel in der guten alten Zeit. III.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Mann geht seiner würdig ab“ II. 53); so aber auch in seinem Schreiben an Hardenberg vom 14. Juni 1810, in welchem er seinen eigenen Rücktritt von dem Zusammenwirken mit Altenstein und Dohna nach Stein's Scheiden in folgender Weise motivirte: „ich konnte es nicht ertragen den Stein'schen Grundplan in Beziehung aufs Volk durchaus unbeachtet und verworfen zu sehen; ich konnte nicht dabei stehen wenn ich das was Stein seinen Freunden in seinem Testament ans Herz gelegt und mit dem Hochverrath gegen unseren König für den, der davon abwich, besiegelt hatte, als nichtig und werthlos verworfen sah.“ Mit Recht fragt M. Lehmann, dem wir diese Stelle verdanken (S. 121): „kann man unumwundener jemandes Unrecht an ein literarisches Werk anerkennen, als hier mit Bezug auf Stein und sein sogenanntes politisches Testament geschieht?“

Aus welchen Motiven Schön's spätere Verstimmung gegen Stein, der Umschwung in seinem Urtheile über Stein's Wirken und Wesen entsprungen, aus welchen Motiven auch die den alten Schön immer ausschließlicher und immer heftiger erfüllende Forderung, selbst als der Kopf der Reformgesetzgebung von 1807—1813 angesehen zu werden, entstanden ist — ich meine der Inhalt des hier angezeigten dritten Bandes hat zur Beantwortung dieser Fragen schon deutliche Fingerzeige gegeben und schon recht erhebliche Beiträge ans Licht des Tages gefördert. Doch darüber bei späterer Gelegenheit mehr.

Königsberg, d. 15. Mai 1876.

W. Maurenbrecher.

## Die Kanzel in der guten alten Zeit.

### III.

Unter einem Pfarrer stellt man sich jetzt einen würdigen, maßvollen Herrn vor, der, wenn er ganz dem Ideale entspricht, einen schwarzen Rock bis zur halben Wade und ein blüthenweißes Halstuch als Interimsuniform trägt. Kleider von hellen Farben untersagt ihm die Sitte, den Vollbart duldet das Consistorium nicht, es ist schön, wenn er nicht lacht, sondern nur lächelt. Ihn ein Glas über den Durst trinken, ihn tanzen zu sehen, wäre ein Greuel. Sein Leben soll durchaus ohne Makel, seine Haltung ehrbar sein, und in der großen Mehrzahl entsprechen unsere Geistlichen diesen Anforderungen.

In einer Periode der guten alten Zeit, in den Tagen Luther's war dem Grenzboten II. 1876.

nicht so, und in einigen Gegenden Deutschlands war, wie es scheint, noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts das Gegentheil von dem, was jetzt vom Kanzelredner im Privatleben erwartet wird, nicht Ausnahme, sondern Regel.

Niemand wird leugnen können, daß unserm Volke aus den stillen Pastorenhäusern, namentlich aus den protestantischen, durch Rath und Ermahnung sowie durch gutes Beispiel im Handeln und Leiden reicher Segen zugeflossen ist. Aber dieser Stand war unter dem Papstthum tief herabgekommen, und erst nach und nach arbeitete er sich aus der Wüßtheit und dem Schmutze, in die er in der Zeit der Reformation versunken war, soweit empor, daß die übrige Welt sich ihn zum Muster nehmen konnte. Wie es um das Jahr 1539 mit den Geistlichen im Meißnischen, in Thüringen und in Hessen aus- sah — anderwärts wird es nicht besser gewesen sein — zeigen die von Galinich auszugsweise mitgetheilten Berichte über die damals abgehaltenen Kirchen- visitationen und verschiedene ähnliche Documente. Indem Justus Jonas beim Kurfürsten in Wittenberg baldige Vornahme einer Prüfung der Pfarrer in Meissen auf Lehre und Wandel befürwortet, schreibt er: „Ohne groß merk- lichen Schaden und ohne Aergerniß kann es nit abgehen, daß so viel hundert Papisten-Pfarrer dasthen gesammelt, Papstes Hefe und Grundsuppe.“ Aehn- lich äußert sich Dr. Cruciger über die Dorfpfarrer um Leipzig, über die große Klage herrsche, und die nicht nur „nit deutsch taufen und nit Communion halten“ wollten, sondern auch „viel großen vorgesaßten Muthwillen trieben“. Menius schreibt von der Visitation in Thüringen: „Ihr glaubt nicht, daß wir hier in Herzog Heinrich's Landen so viel barsch und grob ungelehrte Leute funden auf den Pfarren hin und wieder, welche den Kirchen sollen vorstehen. Es sind ganz ungelehrte grobe Gesellen und dazu erzgroße Böse- wichte und verzweifelt arge Buben, unter zweihundert kaum zehn gefunden, die nit in öffentlicher Fornication gefessen haben und noch sitzen. Und unter denselbigen sind noch viel, welche Ehe weiber, so ihren Männern entlaufen, bei sich haben. Etliche sind eine Zeit am Evangelium gehangen und um des Bauches und besserer Pfarren willen abgefallen. Etliche haben sich zu dem Evangelio gethan und sich in den Ehestand begeben, welches sie darnach ge- reut, haben die Ehe weiber von sich gethan, damit sie frei Psaffenleben führen können, und was denen zu vertrauen, ist leichtlich zu erachten.“ In Hessen wird über die protestantischen Geistlichen amtlich berichtet, daß „sie sich in ziemlicher Zahl übel halten, böses ärgerliches Leben führen, sich mit Boll- saufen, Spielen, Buchern und dergleichen beladen, sich in den Bechen mit den Leuten raufen, schlagen“ u. s. w. Eine nassauische Gemeinde hatte bei der Visitation „an Lehr und Sacramenten des Pfarrherrn keinen Mangel, allein am Leben, daß er ein Hurer und Vollsäufer ist.“

Unwissenheit der größten Art, freche Unzucht und maßloses Trinken sind

die drei Hauptgebrechen, welche die Visitatoren bei den damaligen Geistlichen fanden. Die dann zu ihrer Beaufsichtigung eingesetzten Superintendenten hatten schwere Arbeit und geraume Zeit wenig Erfolg. Die Klagen darüber verstummen erst gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Noch lange nach der Mitte desselben herrschte die Unsitte, daß die Landpfarrer in ihrem Hause Bier ausschenkten. So schreibt der Kurfürst Moritz von Sachsen am 14. April 1549 an den Superintendenten Buchner zu Dschak: „Würdiger, Lieber, Andächtiger! Uns gelanget an, daß sich der Pfarrer zu Grödel Bier in der Pfarren auszuschneiden und öffentliche Tabern zu halten unterstehen soll, welches nicht allein Uns an der Tranksteuer zu Abbruch, sondern auch dem Erbkretschmar (Ortsgastwirth) daselbst zu Nachtheil gereichen thut, zudem es auch ärgerlich, daß Bier in Pfarren geschenkt und Gäste gesetzt werden sollen.“ — „Derwegen unser Begehren, ihr wollet mit gemeldetem Pfarrer daraus reden und ihm vermelden, daß er von solchem Schenken abstehe und sich deß enthalte; denn ihr selbst zu erachten, was daraus erfolgen möchte.“ Und am 8. August 1549 schreiben die kurfürstlichen Rätthe aus Torgau an das meißner Consistorium, daß der Pfarrer zu Niesa in seinem Hause eine Bierschenke eingerichtet habe und sich auch sonst in seinem Wandel leichtfertig halten solle, und ersuchen um Einschreiten gegen solchen Unfug. Noch die Generalartikel vom 1. Januar 1580 kommen auf diese Angehörigkeit zurück, indem sie bestimmen: „Es sollen auch die Pfarrer sich aller unehrlicher Handthierungen, wie auch des Wein- und Bierschenkens, Kaufmannschaft, Verkaufß auf Wucher und dergleichen Handel gänzlich enthalten“; ja noch ein Synodaldecret vom 6. August 1624 weist die sächsischen Gerichtsherren an, zu sorgen, daß man an hohen Festen nicht Getränke in die Kirche oder unter den Glockenthurm schrote. Die Geistlichen mögen an diesem Brauch damals keine Schuld mehr gehabt haben, aber noch Selnecker, der 1592 starb, schildert seine Amtsbrüder als der Mehrzahl nach sehr unerbauliche Gesellen. „Der meiste Theil der Wächter,“ sagte er, „sind blind; sie gehen dahin wie eine blinde Kuh, wo sie ihres Herzens Lust hintreibt, zur Hurerei, wie man an Papisten hat gesehen, zur Böllerei und gutem Schlampamp, wie man an unsern Herrlein erfähret; denn in den Sünden, die sie am meisten sollten strafen, Ehebruch, Sauferei und andern Laster, stecken sie bis an die Ohren. So ist das Leben gar fern von der Lehre, daß man schier nicht mehr weiß, wo man einen feinen Mann, Lehrer oder Pfarrherrn finden solle, der nicht große Laster auf sich hätte.“

Nicht bloß die niedere Geistlichkeit war in vielen ihrer Mitglieder dem Trunke ergeben. Auch hochgestellten Predigern wurde übermäßiges Biertrinken vorgeworfen. So dem bekannten Gegner der Flazianer, Otfander, welcher erst an der Sebalduskirche in Nürnberg, dann in Königsberg angestellt war, und der seine Leidenschaft für das Erzeugniß des Brauers selbst im Titel

einer von seinen Schriften verewigte, indem er sie „Schmeckebier“ nannte. So dem Hofprediger und Generalsuperintendenten Johann Agricola, dem Luther selbst sein Bechen vorhielt. Und so endlich dem Schloßprediger zu Gotha, Stigel, der 1561 in einem Briefe an den Herzog zu Sachsen das Bekenntniß ablegte, der leidige Satan habe, nachdem er vierzehn Jahre im Pfarramte gewesen, sein Teufelspiel mit ihm getrieben und ihn „zum Vollaufen“ gebracht, besonders aber in den letzten sechs Jahren, seit er auf dem Grimmenstein gewesen, ihm dermaßen zugesetzt, daß er nun entschlossen sei, Amt und Weib zu verlassen und nie wieder nach Thüringen zurückzukehren. Er kam indeß, nachdem er noch nicht weit gewandert war, wieder und gelobte, in den nächsten zwei Jahren außer dem Abendmahl keinen Tropfen Wein zu trinken. Darauf hin wurde er wieder zu Gnaden angenommen und hat hoffentlich Wort gehalten.

Mit Recht macht Galinich darauf aufmerksam, daß dieses üble Aussehen der damaligen Geistlichkeit mit der Rohheit und Verwildерtheit der ganzen Zeit zusammenhing, die ihrerseits wiederum zum guten Theile von der römischen Kirche verschuldet war. Man mußte von den früheren katholischen Priestern nothgedrungen alle nur irgend brauchbaren im Amte belassen, und man sah sich gezwungen, die Lücken im Personal der Kirche mit den Kräften auszufüllen, die sich eben darboten. Wählerisch zu sein, eine gute Bildung oder gar akademische Vorbereitung auf den Beruf des Predigers und Seelsorgers zu verlangen, war schlechterdings unmöglich. So rekrutirte sich der geistliche Stand lange Zeit auch aus den Reihen der Handwerker, wie denn z. B. im Weimarischen der Pfarrer zu Moschleben ein Knochenhauer, der zu Wiegleben ein Leinweber, der zu Warza ein Wöttcher, der zu Kirchroda ein Ziegeldecker, der zu Triegleben ein Barbiergeselle und der Kaplan an der Stadtkirche zu Weimar ein Kürschner gewesen war.

Von nicht geringem Einfluß auf die sittliche Hebung der Geistlichen ist das geordnete eheliche Leben und der Segen der Familie gewesen; aber der Stand tüchtiger und ehrenwerther Pfarrersfrauen mußte sich ebenfalls erst allmählich bilden, und anfangs konnten die meisten derselben nicht verleugnen, daß sie vom Kuhstall oder aus der Küche zu ihrer Würde als Frau Pastorin berufen worden waren. Frauen wie die des Urbanus Rhegius, welche hebräisch verstand, gehörten selbstverständlich zu den Seltenheiten des Jahrhunderts.

Am Schullehrerstande, der damals zum Theil erst zu schaffen, zum Theil zu reformiren war, fanden die Pfarrer der Reformationszeit auch keine Stütze. Im Gegentheile, sie hatten mit ihren Küstern und Schulmeistern ihre liebe Noth. Dieselben waren fast ausnahmslos „fratres ignorantiae, die, nachdem sie weder auf Schulen noch im Handwerk gutgethan, sich zum Küsterstand begeben hatten, um sich des Bettelns zu erwehren“. „Eine

Kanne und ein Kantor reimten sich wohl zusammen," „Sieben böse Geister“, so heißt der Titel einer 1540 erschienenen Schrift, „welche heutiges Tags gemeinlich den Küster oder sogenannten Dorfschulmeister regieren, als der stolze, der faule, der grobe, der falsche, der böse, der nasse, der dumme Teufel“.

Der Gutsherr that in der Regel auch nicht, was er dem Pfarrer zu thun schuldig war. Der Dorfschulz suchte ihm sein Einkommen zu beschneiden, und so war die materielle Lage der Geistlichen, nachdem die Fürsten den größten Theil des Kirchenvermögens an sich gerissen hatten, an vielen Orten eine klägliche und Mangel am Nothwendigsten in thren Häusern nichts Ungewöhnliches. Endlich standen die Dorfsgeistlichen einer sittlich tief verwahrlosten, stumpfen und rohen Bauernschaft gegenüber. Aus der Vorrede zum kleinen Katechismus ersehen wir, daß Luther bei der großen Kirchenvisitation in Sachsen auf dem Lande ein Volk fand, welches „wie das liebe Vieh und unvernünftige Säue“ hinlebte, und Calvini berichtet nach den Quellen, „daß Viele ganz kalt und säumig in der Religion, an vier, fünf Sonntagen, ja in einem halben Jahr nicht zur Kirche kamen und in fünf, sechs Jahren nicht das Sacrament empfangen. Der ärgste Unfug wurde oft während des Gottesdienstes getrieben. Ueberall war über Störung der Predigt und Mißhandlung der Geistlichen zu klagen.“ Man erlaubte sich, ihnen, während sie auf der Kanzel standen, laut zu widersprechen, man schloß mitten unter der Predigt einen Plauderkreis in der Kirche und unterhielt sich wie im Wirthshause. Ja, die Bauern brachten Bierkrüge mit und tranken einander zu. Pastoren, welche sich das nicht gefallen ließen, oder welche das unchristliche Leben gewisser Personen von der Kanzel herab strasten, mußten dieß häufig schon auf dem Heimwege aus der Kirche büßen; denn „oft wurde an die Priester und Seelsorger mit Raufen, Schlagen und dergleichen gewaltig Hand gelegt.“

Wie von Seiten der Regierungen durch Kirchenvisitationen, Einsetzung von Superintendenten und Errichtung von Consistorien, durch Erbauung von Pfarrhäusern und Sorge für eine regelmäßige, wenn auch meist kärgliche Besoldung der Geistlichen diese traurigen Zustände allmählich beseitigt worden sind und der evangelische Clerus gehoben worden ist, kann hier nicht ausführlich gezeigt werden, und auch auf die Rückfälle in die alte Barbarei, welche der dreißigjährige Krieg im Gefolge hatte, kann ich nicht eingehen. Es genüge, wenn ich sage, daß vor etwa hundert Jahren die Verhältnisse sich im wesentlichen so gestaltet hatten, wie sie heute sind, ausgenommen in gewissen Theilen Deutschlands, wo entweder die Kleinstaaterei oder der Krummstab geistlicher Fürsten auf die Zustände gewirkt hatten.

Am schlimmsten stand es am Rhein und hier wieder am Traurigsten

in der Pfalz. Eine Bildersammlung aus den Kreisen der Pfälzer Geistlichkeit um die Zeit kurz nach dem siebenjährigen Kriege möge diese Darstellungen beschließen. Es ist ein Sohn der Pfalz, Friedrich Karl Lauckhard, der jetzt vergessene Vielschreiber, dessen Schriften diese Porträts entnommen sind\*). Daß sie in der Hauptsache wahrheitsgetreu sind, ist trotz aller Erbärmlichkeit des Zeichners, der, selbst aus einem Pastorenhause der Unterpfalz stammend, das Muster eines verlotterten Talents ist, leider nicht zu bezweifeln.

Die Pfalz ist ein von der Natur wohlbedachtes Ländchen, bewohnt von leichtlebigen Menschen, die gute Weine nicht nur zu bauen und zu keltern, sondern auch zu schätzen und zu trinken wissen. In der guten alten Zeit aber war dieses reich gesegnete Eckchen der deutschen Erde ein wahrer Präsesentirteller aller Thorheiten und alles Unfugs der Kleinstaateret, die sich auf dieser damals eingemischt hatte und nach Herzenslust breit machen durfte. Nirgendwo sonst gab es so viel Zwergpotentaten mit ihrem Schweife von lieberlichem Hofgefinde, Günstlingen, Maitressen und ungerechten Amtleuten. Nirgendwo anders lag die Handhabung der Justiz so im Argen, war die Ausfaugung des Volkes durch Steuern und Sporteln bis zu einem so schändlichen Grade gediehen, war so wenig für die Hebung von Handel und Gewerbe geschehen, waren die Schulen so vernachlässigt. Nirgendwo anders lebte die Geistlichkeit der evangelischen wie der katholischen Kirche in so wüster Weise wie hier. In der That, werfen wir einen Blick auf die Schilderung, die Lauckhard von dieser Clerisei entwirft, so möchte man glauben, daß die Zustände, die zur Zeit Luther's herrschten, hier entweder wiedergekommen oder niemals gebessert worden wären, und selbst, wenn man annimmt, daß der Berichtstatter hier und da aus Vergnügen an der Gemeinheit übertreibt oder, was dieselbe Wirkung hat, die Lichtseite seines Gegenstandes unerwähnt läßt, bleibt noch genug des Greuelvollen übrig, um den Betrachter des Bildes mit Ekel und Abscheu zu erfüllen.

Wie alle andern Aemter und Stellen, so wurden auch die geistlichen Pfründen damals in der Pfalz in der Regel an den Meistbietenden verkauft. Wenigstens gilt dieß von den besseren, und zwar namentlich von den lutherischen, die zum Theil von katholischen Patronen, z. B. dem Erzbischof von Mainz, vergeben wurden. Die guten Pfarren befanden sich größtentheils in den Händen der Katholiken und Reformirten, und so kam es, daß mancher lutherische Pastor mehr von der Gnade und Barmherzigkeit seiner Bauern leben mußte, als von dem, was seine Pfründe trug. Darnach sah er denn auch gewöhnlich aus. „Kaum kann man sich“, schreibt Lauckhard, „des Weinens oder des Lachens enthalten, wenn man einen solchen pfälzischen

\*) Ich folge dabei den Auszügen von Prutz in „Menschen und Bücher“ S. 394 ff.

lutherischen Gottesmann einher treten sieht, mit einem alten verschabten Rock, der ehemals schwarz war, nun aber wegen des Marasmus senilis in's Rothe fällt, mit einer Perücke, die in zehn Jahren nicht in die Hände des Friseurs gekommen ist, mit Hosen, die den Hosen eines Schusters in allem gleich kommen, sogar in Absicht des Glanzes, und mit Wäsche, wie sie die Bootsknechte tragen.“ Der Rock ist nicht der Mann, hier aber entsprach das Innere gewöhnlich dem Aeußeren. Diese Pastoren waren zwar auf Universitäten gewesen, hatten aber, da sie von den elenden Schulen ihrer Heimath keine auch nur halbwegs genügende Vorbildung mit gebracht, dort nichts gelernt, und von Studiren nach dem Eintritt ins Amt war selten die Rede, da die Mehrzahl außer etlichen alten Scharteken, die vom Vater auf den Sohn forterbten, keine Bücher besaß. Es gab infolge dessen Ignoranten unter ihnen, „welche kaum ihre Namen lateinisch schreiben und lesen konnten.“ Die katholischen und reformirten Prediger waren wenig besser, sie gingen nur besser gekleidet, tranken bessere Weine und „hatten der guten Ahnung wegen dickere Bäuche als die lutherischen“.

Auch darin glichen die Pfälzer Pfarrer vor hundert Jahren denen der Reformationszeit, daß sie crass orthodox waren und wie die Streittheologen einander auf das bitterste haßten, befehdeten und verkehrten. Und schließlich fehlte ihnen auch die letzte der oben an den Geistlichen der Tage Luther's bemerkten Eigenschaften nicht: die Pastoren aller Bekenntnisse der Pfalz waren maßlos liederlich.

Ehebruchs- und Verführungsgeschichten waren in den dortigen Predigerhäusern etwas ganz Gewöhnliches. Die Gemeinden machten davon nicht viel Aufhebens, und geschah es dann und wann, daß die Bauern eines Dorfes ihren Pfarrer wegen Unzucht bei der Behörde verklagten — was meist aus Gründen geschah, die mit der Sittlichkeit nichts zu schaffen hatten, so kam es selten zu einer Bestrafung des Schuldigen, da man höhern Orts dergleichen Dinge für ziemlich harmlos ansah und in groben Fällen ein paar in die Privatkasse des Richters gezahlte Thaler die Schuld tilgten. Noch allgemeiner als die Liederlichkeit in geschlechtlichen Dingen war unter dem pfälzer Geistlichen die Trunksucht verbreitet, die häufig zu den ordinärsten Ausritten führte. „Da sitzen sie,“ sagt unser Gewährsmann, „in den Dorfschenken, lassen sich von den Bauern tractiren, saufen sich voll und prügeln sich mitunter sehr erbaulich.“ Ein von Lauchhard namentlich angeführter Pfarrer bekam im Wirthshaus einmal so fürchterliche Hiebe, daß er drei Wochen lang nicht predigen konnte. Bei seinem Vorgesetzten schadete es ihm nicht, man nahm es hier mit derartigen Vorkommnissen nicht so genau wie anderswo. —

Daß die Edelleute ihre Pfarrer zu Trinktourneen mit berühmten

Zechern in die Schranken reiten ließen, war altes Herkommen und gehörte zu den hauptsächlichsten Belustigungen sogar vornehmer geistlicher Würdenträger, die, wie wir aus Goethe's „Rochusfest zu Bingen“ wissen, am Rheine selbst gewaltige Quantitäten von Rebensaft zu bewältigen im Stande waren. Gewöhnlich behielten dann die geistlichen Kehlen den Sieg, tranken den Gegner unter den Tisch und behaupteten sich mannhaft auf ihren Stühlen. Die Bauern thaten es dem Adel und den Bischöfen nach und machten sich mit ihren Pastoren, wenn sie leistungsfähig waren, dasselbe Vergnügen. „Wenn die Bauern oder Bürger“, berichtet Lauckhard, „in den Weinhäusern zusammen zechten, unterhielten sie sich oft über die Versoffenheit ihrer Pfaffen, und ich weiß, daß sich die Katholiken und Lutheraner zu Creuznach einst derb zerprügelt haben, weil letztere behaupteten, ihr Inspector könne mehr saufen, als der Pater Concionator im Karmeliterkloster, welches die Katholiken nicht zugaben und dem Pater Concionator die Ehre des Mehrtrinkens zuerkannten.“

Anderer Thorheiten fehlten dem Bilde dieser Geistlichkeit ebenso wenig. Das Dorf Udenheim, drei Stunden Wegs von Mainz entfernt, gehörte einem Baron v. Röth, der katholisch war, sich wenig um seine lutherischen Pfarrer kümmerte und die Bauern fortjagte, wenn sie mit Klagen über dieselben vor ihn traten. In diesem Dorfe war denn nun ein lutherischer Pastor, mit Namen Thiels. Derselbe war, wie Lauckhard es nennt, „nicht recht kapitelstark; er war eben kein vollständiger Narr, aber doch ein Hasensfuß, bei dem es stark rappelte. In solchen Anfällen lief er dann im Dorfe herum, prügelte die Jugend und fluchte wie ein Landsknecht.“ Seine Schwester, welche ihm die Wirthschaft besorgte, jagte er von sich und drohte sie zu erstechen, wenn sie ihm je wieder vor die Augen käme. Einen Amtmann seines Patrons, der ihm Vorhaltungen wegen seines wüsten Betragens machen wollte, regalkirte er mit Ohrfeigen. In die Kirche kam er schon seit Jahren nicht mehr; ein abgesetzter Schulmeister aus der Nachbarschaft, der ehemals ein Bißchen Theologie studirt hatte, versah seine Dienste. In Kriegsfeld gab es einen Pfarrer Hohmann, der eine solche Menge dumme und grobe Streiche beging, daß das Consistorium sich, wie sehr es auch gewohnt war, durch die Finger zu sehen und fünf gerade sein zu lassen, doch zuletzt entschließen mußte, die Absetzung des tollen Gesellen auszusprechen, worauf Hohmann als Bettler im Lande umherlief. Jeder von den Pastoren in Lauckhard's Gegend hatte seinen Spitznamen, bei dem die Meisten bekannter waren als bei ihrem wirklichen Namen. Langhals, Mistkäfer, Gänsehals, Magister Werkmaul, Grubenschlungs, Papelmännchen sind noch lange nicht die schlimmsten in dem langen Verzeichnisse derselben bei unserm Gewährsmann.

Sogar schwere Verbrechen, wie Diebstahl und Mord, ereigneten sich in

den Kreisen der pfälzer Clerisei bisweilen. Jener Hohmann stahl einst bei dem Grafen von Grehweiler, beiläufig einem recht lieberlichen Potentatenknirpse, der wegen betrügerischen Schuldenmachens zuletzt vom Kaiser Joseph abgesetzt und auf zehn Jahre eingesperrt wurde, dessen goldene Schnupstabsdose. „Der Graf wurde den Verlust gewahr und sagte ganz kalt zu Hohmann: Herr Pfarrer, erlauben Sie mir eine Prise aus meiner Dose. Dieser wollte sich entschuldigen, der Graf griff aber ohne weiteres nach der Beinkleidertasche und entdeckte die Dose. Sofort rief er den Bedienten herbei, welcher die Dose herausholen und den Pfarrer zum Schlosse hinausführen mußte.“ Noch schlimmer ist, was Lauckhard von dem katholischen Pastor Valentin zu Münster bei Kreuznach erzählt, der früher in Grehweiler Hofcaplan gewesen war und sich von dem dortigen Hofprediger schwer beleidigt glaubte. Um seiner Rachgier genug zu thun, begab er sich eines Abends im Winter in dem Schloßgarten und schoß eine Flinte mit gehacktem Blei durch das Fenster der Herrenschneiderschen Wohnung ab, gerade als der Hofprediger mit seinen Kindern bei Tische saß. Ersterer wurde nur an der Schulter verwundet, seine zweite Tochter dagegen, ein Mädchen von elf oder zwölf Jahren, wurde von einem Stück Blei ins Herz getroffen und starb auf der Stelle. Valentins Thäterschaft wurde entdeckt, doch kam er dem Richter zuvor, indem er sich selbst vergiftete. Sein Leichnam „mußte über vier Wochen auf der Erde liegen bleiben, weil die pfälzische Justiz ihren Schneefgang auch hierbei ging. Endlich verdamnte ihn die Kammer zu Wehlar nebst zwei Universitäten zu einem Begräbniß unter dem Galgen.“

Nur in einer Hinsicht waren die damaligen pfälzer Theologen von der Mehrzahl derer verschieden, die während der Reformationszeit lebten: es kam nicht selten unter ihnen vor, daß sie die Religion wechselten. Wie man anderwärts aus Desperation unter die Soldaten ging, so ließen sich hier lutherische Prediger, wenn sie vor Schulden nicht mehr wo aus noch ein wußten, wenn sie im Begriffe waren, wegen schlechten Lebenswandels das Amt zu verlieren oder sich sonst in verzweifelter Lage befanden, ohne langes Bedenken von den Katholischen anwerben. Keine Seele war so verlumpt und verkommen, daß sie hier nicht noch ihren Käufer gefunden hätte. Ein Beispiel war der Nachfolger jenes Dosediebs Hohmann in der Pfarrstelle zu Kriegsfeld. Er hieß Ernesti, war ein getaufter Jude aus dem Waldeck'schen und ergab sich dermaßen dem Trunk und der geschlechtlichen Lieberlichkeit, daß die Bauern ihn wie seinen Vorgänger beim Consistorium verklagen mußten. Aber ehe von hier aus gegen ihn eingeschritten wurde, machte er sich davon und „kehrte“ nach einem in der Pfalz üblichen garstigen Ausdrucke „den Wagen um“, d. h. trat zur alleinseligmachenden Kirche über, wofür ihm die Kapuziner in Alzey zu einer einträglichen Gerichtshalterstelle verhalfen, „in

der er seine Bubenstücke als Rechtgläubiger ungeschert und ungeahndet fortsetzen konnte.“ Auch der berühmte Karl Friedrich Bahrdt erhielt zur Zeit, wo er nach der Pfalz verschlagen und bereits mit allem nur erdenkbaren Schmutz und Schimpf beladen war, in Mainz Anerbietungen, zum Katholicismus überzugehen, und von Schubart, seinem Seelenverwandten, ist dasselbe zu berichten. Endlich stand auch Lauchhard selbst, der Pastorensohn, mehr als einmal auf dem Sprunge, seine lutherische Armuth gegen ein papistisches Stück Brot zu verkaufen, und mit Mühe nur gelang es seinem Vater, ihn davon abzuhalten.

Dieser Vater Lauchhard's war ein im Allgemeinen tüchtiger und ehrenwerther Mann. Er hatte in seiner Jugend fleißig studirt und sich besonders mit der Wolff'schen Philosophie beschäftigt. Er war auch insofern eine Ausnahme unter seinen Standesgenossen, als er nicht orthodox war. Die Metaphysik Wolf's hatte ihn dahin geführt, daß er die Hauptsätze der lutherischen Lehre bezweifelte. Seine Bedenken in Betreff derselben wuchsen, je emfziger er die Dogmen seines Compendiums auch noch als Prediger erwog und sie mit den Resultaten seiner Lieblingsphilosophie verglich. Endlich „fiel er gar auf die Bücher des berühmten Spinoza, wodurch er ein vollkommener Pantheist ward.“ Doch war er mit seinen keherischen Meinungen sehr zurückhaltend. Er vermied es überhaupt, so viel als möglich, über Religion zu sprechen, und machte selbst keinen Versuch, seinen Sohn zu seiner Ansicht von Gott und der Welt zu bekehren. Auch in andern Beziehungen war er ein maßvoller und besonnener Mann, und weit mehr als seine Amtsbrüder in der Pfalz hielt er auf gute Sitten und Lauterkeit des Wandels. Zwar gerieth er mit seinem Patron, dem erwähnten Grafen von Grehweiler, in häßliche Streitigkeiten, aber aus Gründen, die ihm zur Ehre gereichten, und wenn auf des Grafen Betrieb eine Untersuchung wegen fleischlicher Vergehungen wider ihn eingeleitet wurde, die seine zeitweilige Suspension von seinem Amte zur Folge hatte, so wurde er schließlich unschuldig befunden und in den vollen Genuß seiner Stelle, die er sich beiläufig ausnahmsweise nicht in der Auction erstanden hatte, wieder eingesetzt. Nur eine Schwäche hatte der sonst achtbare Mann: er war ein großer Verehrer der Alchymie und wollte durchaus Gold machen. „Ein gewisser Musje Fuchs, welcher später, um das Jahr 1760, wegen Falschmünzerei und andern Hallunkenstreichen in Schwaben gehangen wurde, hatte ihn mit den Geheimnissen dieser edlen Kunst bekannt gemacht.“ Trotz der Vorstellungen, welche die Frau Pastorin gegen sein Laboriren erhob, fuhr er damit eifrig fort und jagte viel schönes Geld durch den Schornstein. Zuerst hatte er dabei an einem bankerotten Apotheker und großen Trunkenbold aus der Nachbarschaft einen treuen Gehülfen. Derselbe wohnte bei ihm im Pfarrhause und stand ihm nicht bloß an dem Kolben

und Schmelzriegel fleißig bei, sondern schaffte auch alle möglichen alten Bücher herbei, welche Belehrung in Betreff der Hochedeln, leider nur so undankbaren Kunst enthielten. Als er starb, mußte dem Pastor ein gewisser Weichselfelder bei seinen Versuchen in der Goldbereitung helfen. Derselbe hatte in Jena Theologie studirt und war dann in einem Dorfe der Pfalz Pfarrer gewesen, aber wegen unbändigen Trinkens und anderer Ausschweifungen vom Amte gesagt worden. Er hatte sich darauf nach Gießen begeben und einige Vorlesungen über Medicin gehört. Allein kaum so weit gekommen, daß er ein Recept schreiben gekonnt, war er auf gut Glück in die Welt gegangen, hatte eine Zeit lang in den kleinen Herrschaften am Rhein und Main, die zu allem Schwindel einen günstigen Schauplatz boten, herumgequacksalbert und war schließlich als Erzieher in das Rauckhard'sche Haus gekommen, wo er im Verein mit einer trunksüchtigen Schwester des Pastors den Sohn desselben sittlich zu Grunde richtete. Der ehemalige Theolog war ohne Kenntniß in den Schulwissenschaften, und noch viel schlimmer stand es mit seinen moralischen Eigenschaften. Er war fast täglich betrunken, beging in den Nachbardörfern allerhand Excesse, prügelte sich mit den Bauern und stellte den Mägden nach. Er machte seinen Zögling zum Vertrauten und Genossen seines unsaubern Treibens, und als der Pastor, dessen alchymistische Bestrebungen ihm wenig Muße ließen, sich um die Erziehung des Knaben zu bekümmern, dahinter kam und den Unhold fortjagte, war es zu spät. Erst im hohen Alter stellte der alte Rauckhard seine Bemühungen auf dem Gebiete der Alchymie ein, aber ohne daß er von deren Thorheit und Fruchtlosigkeit überzeugt gewesen, vielmehr behauptete der philosophisch geschulte Mann noch 1787, bei dem letzten Besuche, den ihm sein Sohn, damals Gefreiter in einem preussischen Musketterregiment, von Halle aus machte, daß die Goldkocherei allerdings eine ausführbare Kunst sei; das Schlimme bei der Sache sei nur, daß man so viel Lehrgeld geben müsse. „Wer gedenkt hierbei“, so bemerkt Pruz zu dieser Geschichte, „nicht des Freidenkers Bahrdt, der Christus und seine Jünger zu einer Art Freimaurerorden machte und dabei ebenfalls auf den Stein der Weisen losdoctorte, Geister bannte und nach Schätzen grub? Auch das rationalistische achtzehnte Jahrhundert hatte das Mittelalter noch nicht ganz überwunden, und der lehrerische Bahrdt und der Spinozist Rauckhard, der in allen andern Stücken so besonnene und nüchterne Mann — gleichviel, sie müssen ihm beide ihren Tribut abstaten.“

Wir sehen, es war in der Pfalz damals sehr übel bestellt um die Kanzel, und die Schulen waren, wie bemerkt, gleichfalls wenig werth. Dazu aber kam noch der unselige Einfluß, welchen das benachbarte Frankreich mit seiner Sittenlosigkeit und seiner lockern Literatur auf diese verwahrloste Bevölkerung ausüben mußte. In der That beschränkte sich dieser Einfluß nicht auf die

höheren Stände, die das ihren Bauern abgepreßte Geld in Straßburg oder Paris verpraßten und ihre Söhne meist in französischen Regimentern dienen ließen, während die Töchter in französischen Klöstern und Pensionen erzogen wurden. Derselbe erstreckte sich vielmehr bis in den Bürger- und Bauernstand herab, indem man es auch hier für nothwendig hielt, den Kindern etwas Französisch parlieren zu lehren, und indem die Pfälzer als Entgelt für die vielen verdorbenen Haarkräusler und Puzmachermädchen, die Frankreich damals als Jugenderzieher und Lehrer nach Deutschland schickte, eine Menge von Abenteurern aus ihrer Mitte hervorgehen sahen, welche sich als Soldaten, Kammerdiener, Krämer und Speculanten der verschiedensten Art wohl oder übel im Lande jenseits des Wasgau durchhalsen und dann, heimgekehrt, durch ihr böses Beispiel die vaterländischen Sitten nur noch mehr verderben. Ein tüchtiger Klerus hätte mit Lehre und Beispiel ein Damm gegen diese Einflüsse sein können, das Obige hat gezeigt, warum die pfälzer Geistlichen dieß nicht waren. Es wird auch zum Theil erklären, daß sie wie die Mehrzahl ihrer Amtsgenossen am Mittelrhein sich, als die französische Revolution ausbrach, in die trüben Wogen derselben mit mehr Behagen stürzten als selbst die Bedrücktesten unter der übrigen Bevölkerung dieser Landstriche.

M. Busch.

## Vom preußischen Landtag.

Berlin, den 28. Mai 1876.

Am 22. Mai stand bei den Abgeordneten ein Gesetz-Entwurf zur ersten Berathung betreffend den Austritt aus den jüdischen Synagogengemeinden. Es ist dies, wir wollen nicht sagen ein seltsamer Gegenstand, auch an sich kein verworrener, aber ein Gegenstand, der durch die heutige Verwirrung in allen kirchlichen Begriffen mit einer künstlichen Verwirrung auch seinerseits künstlich umgeben wird. Die rechtlichen Verhältnisse der jüdischen Gemeinden beruhen auf dem Gesetz von 1847, wodurch Friedrich Wilhelm IV. den Juden scheinbar eine Freiheit nahm, die er den Christen um dieselbe Zeit gewährte. Durch die damaligen Märzgesetze konnte jeder Christ, Türke, Jude u. vor dem Richter den Austritt aus der religiösen Gemeinschaft erklären, der er bis dahin angehörte, und in Bezug auf Geburtszeugniß und rechtliche Begründung der Ehe in den reinen Civilstand treten, zu dessen Buchführung und Ueberwachung die Gerichte angewiesen waren. Außerdem konnten die also Ausgetretenen mit so viel ihres Gleichen, als sich dazu finden wollten, neue Religionsgesellschaften bilden. Wer von ihnen aber darnach kein Be-